



Feldzeitung

von der Maas bis an die Memel

RIGA, Donnerstag, 14. Oktober 1943, Nummer 902

Oberstleutnant Philipp †
Sieger in 206 Luftkämpfen

Gründung einer Dollar-Weltbank

Die Uhr des Schicksals

Von Reichsminister Dr. Goebbels

Das jüdische Kapital plant den grossen Raubzug nach dem Siege — Bestürzung in England

Das jüdische Kapital, das sich von diesem Kriege wieder einen Grossgewinn ersten Ranges verspricht, lässt von Zeit zu Zeit die Maske fallen, und zwar meist in einem Augenblick, wo es ihm in den Fingern kribbelt, weil es nicht schnell genug an die futterreichen Krippen in der ganzen Welt herankommt. Nach einer Mitteilung des jüdischen Finanzministers Roosevelts und Hauptvertreter des Dollarkapitals, Morgenthau, wird dem Bankausschuss des Repräsentantenhauses ein sogenannter Stabilisierungsplan für die Weltwährung vorgelegt, der die Schaffung eines internationalen Fonds vorsieht, an dem sich — das ist natürlich das Wichtigste — die Amerikaner so gleich mit 30 Prozent beteiligen. Morgenthau lässt weiter vernehmen, dass auch noch der Kongress in dieser Sitzungsperiode mit diesen Dingen befasst werde, um ihm das Endprodukt dieser Aktion, nämlich eine Weltbank, möglichst gleich fertig vorzustellen.

Die Geschichte dieses Krieges hat uns schon häufiger Erscheinungen gebracht, aus denen wir entnehmen konnten, dass die Juden in aller Welt mit ihrem Kapital ganz ungehemmt die Herrschaft antreten wollen. Wir erleben in jüngster Zeit das Beispiel, wie die Amerikaner und Engländer — vor allen Dingen sind es aber die Amerikaner — mit ihren Wirtschaftsgesellschaften in den besetzten Gebieten sofort alles erfassen, was des Besitzes wert erscheint. Bezeichnenderweise sind es kapitalistische Erwerbsgesellschaften, die das Grundeigentum und das Wirtschaftsleben in den besetzten Gebieten Siziliens und Süditaliens beherrschen und nicht, wie es sonst in solchen Fällen gehandhabt wird, staatliche Beauftragte.

Der Plan einer jüdischen Weltbank geht von der ganz klaren Erwägung seiner Gründe aus, rechtzeitig sich die Vorherrschaft auf einem Gebiet zu sichern, die es ermöglicht, alle anderen Gebiete auf diesem Wege zu kontrollieren. Was nützte z. B. den Engländern der Besitz Siziliens, wenn die Währungs- und Geldkontrolle über die Insel nach dem Kriege ausschliesslich bei den Amerikanern läge. Die Kapitaljuden wissen schon ganz genau, wo sie den Hebel anzusetzen haben, um ihre Macht ein für allemal zu stabilisieren. Der Kampf um die Weltmärkte ist zwischen Amerikanern und Engländern hinter den Kulissen heute schon längst entbrannt, und von der vielgerühmten anglo-amerikanischen Solidarität bleibt nichts über, wenn man die Dinge in ihren wirtschaftlichen Hintergründen aufrollt.

Es ist kein Wunder, dass man diesen jüdisch-amerikanischen Plänen in England das allergrösste Misstrauen entgegenbringt. Die Engländer, die angeblich in den Krieg gezogen sind, um zu verhindern, dass Danzig wieder deutsch wurde, haben längst erkannt, dass es nicht um diesen Kriegsanlass ging, sondern dass die Plutokraten in England das deutsche Wiedererstarken fürchten und uns rechtzeitig Knüppel zwischen die Beine werfen wollten, um diese Entwicklung zu hemmen. Nach vier Jahren Krieg stehen sie bereits vor einem bemerkenswerten Scherbenhaufen. Denn die Sicherung ihrer Interessen, die in einem Weltreich aufgebaut waren, ist ihnen nicht nur nicht gelungen, sondern ihr Weltreich wird als Folge des Krieges von allen Seiten bedroht. Die kriegerischen Ereignisse haben Stück für Stück von ihrem Weltreich abgeschlagen und nun droht die wirtschaftliche Aushöhlung durch die jüdischen Geldsäcke in den USA. Was heute noch als blosser Form, manchmal nur noch als Umriss an diesem Weltreich zu erkennen ist, wird wie ein Kartenhaus zusammenstürzen in dem Augenblick, da sich die finanziellen Massnahmen der amerikanischen Kapitalisten endgültig auszuwirken beginnen. Der Krieg wird für England so oder so verloren gehen. Diese grausige Erkenntnis dämmert mehr und mehr auf der Erde, wobei man sich in das Netz hat verstricken lassen, dass das jüdische Kapital in den Vereinigten Staaten und als deren Handlanger der Weltbolschewismus über England geworfen hat.

Es kann nicht verwundern, dass nach über vier Jahren Krieg in der ganzen Welt eine gewisse Müdigkeit festgestellt wird, was in letzter Zeit insbesondere auf der Feindseite zu bemerken ist. Die englischen Blätter beispielsweise machen, was das britische Volk anlangt, gar keinen Hehl mehr daraus. Sogar Churchill musste sich mit einer ganzen Reihe von Mitgliedern seines Kabinetts kürzlich einer grossen, aus dem ganzen Lande beschickten Frauenversammlung in London stellen und den steigenden Unmut und Verdross der breiten Massen des englischen Volkes über die Länge des Krieges abzuweheln versuchen.

Solche Erscheinungen sind interessant und bemerkenswert, dürfen aber in ihren vermutlichen Auswirkungen nicht überschätzt werden. Es gibt wohl, abgesehen von einigen Hundert gewerbmässigen Kriegshetzern, Kriegsschiebern und Kriegsgewinnlern, in der ganzen Welt kaum noch jemanden, der nicht das Ende dieses blutigen Weltkampfes herbeisehnt. Darauf aber kommt es nicht so sehr an. Ausschlaggebend ist vielmehr die Frage, wie dieses Ende herbeigeführt werden könnte; und da allerdings scheiden sich die Geister heute genau so wie am Anfang des Krieges. Die schweren Lebens- und Interessenkonflikte, aus denen er entstanden ist, sind mittlerweile in keiner Weise gelöst worden. Sie stehen heute wie am ersten Tag in voller Schärfe vor uns. Um sie geht es. Um es in einem Satz auszudrücken: unsere Feinde wollen das deutsche Volk vernichten, wir aber müssen Daseins- und Entwicklungsmöglichkeiten fordern, wenn wir nicht untergehen wollen.

Anhaltende Hungersnot in Indien

Britischer Gewerkschaftsführer über die Politik der „tragischen Fehler“

Der britische Gewerkschaftsführer William Dobbie erklärte, in Indien müsse ein radikaler Wandel der Verhältnisse herbeigeführt werden. Die Hungersnot, die Indien verheere, sei von Menschen (!) verschuldet. Sie sei zum grössten Teil das Ergebnis der chaotischen Zustände in der Verwaltung, der halben Massnahmen und der Weigerung der Verwaltungsbeamten, die Mitarbeit des Volkes zu erstreben.

genen und die Errichtung einer Nationalregierung.

Nur schade, dass auch diese Selbstanklage eine der in England von jeher so beliebten Tarnungsreden ist, die den Dummen in der Welt Sand in die Augen streuen soll.

Es bestehen gegenwärtig keine Anzeichen dafür, dass sich die Lebensmittellage in Bengalen bald ändern wird, muss Reuter in einer Meldung aus Kalkutta zugeben. Die Versuche, die Lebensmittelpreise festzusetzen, haben nur dazu geführt, dass der Reis aus allen Läden verschwunden sei. Die Zeitung „Statesman“ stellt in einem Artikel, in dem die Hungersnot im Zusammenhang mit den militärischen Operationen behandelt wird, die folgende Frage: «Wie kann es eine wirksame Planung der Operationen gegen Japan geben, während sich eine grosse Provinz an der Grenze mit 60 Millionen Einwohnern in einem furchtbaren wirtschaftlichen Morast befindet?»

Zustrom zu Boses indischer Freiheitsarmee

Trotz aller Anstrengungen der Engländer, das Überlaufen indischer Soldaten zu der indischen Freiheitsarmee unter Subhas Chandra Bose von Stellen an der burmesischen Grenze aus aufzuhalten, sind, Berichten aus Rangun zufolge, in den letzten Tagen nicht weniger als 12 000 Mann, von denen 8000 voll bewaffnet waren, übergegangen. Obwohl keine neueren Einzelheiten darüber zu erfahren sind, ob diese Überläufer von der britischen Fahne plannässig handeln und welches Ausmass die englischen Verluste an Truppen noch annehmen werden, wird allgemein angenommen, dass die Hungersnot in Indien und die immer stärker werdende antibritische Bewegung den Grund für diese Handlungen bilden.



Der Kommodore eines Jagdgeschwaders, Oberstleutnant Hans Philipp, Inhaber des Eichenlaubes mit Schwertern zum Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes, fand, wie der OKW-Bericht meldet, im Luftkampf den Heldentod.

Mit Oberstleutnant Hans Philipp ist nicht nur einer der hervorragendsten Flieger der deutschen Luftwaffe mitten aus einem siegreichen Leben gerissen worden, sondern es ist vielmehr uns allen einer jener Männer genommen, die stets und immer leuchtendes Vorbild waren an Pflichterfüllung und Einsatzfreudigkeit.

Oberstleutnant Philipp, der lange Zeit im Osten stand, war, als er am 17. März 1943 seinen 203. Gegner abschoss, nicht nur der erfolgreichste deutsche Jagdflieger, sondern war darüber hinaus für alle die, die im Osten kämpften oder aber in seinen weiten Räumen im Einsatz standen, die Verkörperung deutschen Frontsoldatentums. Wer ihm je begegnete, der gewann sofort den Eindruck eines Menschen von grösster Lebendigkeit, dessen ganzes Wesen Entschlusskraft und Taubereitschaft in seltener Stärke ausstrahlte. Ohne Schwere, gleich als ob all die Dinge des Nebenbei ihn nicht berührten, folgte er aus dem Notwendigen seine Dispositionen, im Augenblick stets das ganze Ich in die Waagschale werfend. Es schien, als ob er, der vielfache Sieger in so vielen Luftkämpfen, sich immer nur auf die sachliche Kontrolle der Vernunft verliess. Und doch steckte hinter diesem Kühlüberlegenden, der den geeigneten Augenblick zur Vernichtung des Gegners fest mit mathematischer Genauigkeit bestimmte, mehr als nur ein Mensch jener Gattung, die nach dem Worte lebt: Vernunft ist alles!

Er, der mit sechszwanzig Jahren Kommodore eines Jagdgeschwaders, Ritter des Eisernen Kreuzes mit Eichenlaub und Schwertern und Sieger in nunmehr 206 Luftkämpfen war, er, einer der erfolgreichsten Jagdflieger der deutschen Luftwaffe, er gehörte zu den Unvergessenen nicht nur der deutschen Luftwaffe, sondern auch dieses Krieges.

Leicht war seine Jugend nicht, die er in Meissen als Sohn eines dort ansässigen Arztes verlebte. Trotzdem sprach er immer gern von seiner Vaterstadt und seinen Lehrern, die ihm vieles mit auf seinen weiteren Lebensweg gaben. Nach Ablegung der Reifeprüfung verliess er das Gymnasium, die heutige Picheschule, seiner Vaterstadt und trat als Fahnenjunker in die Luftkriegsschule Gatow ein. Bald wurde er zum Fähnrich und zum Leutnant befördert und wurde, nach mehreren Kommandos bei verschiedenen Kampfgeschwadern, Jagdschüler seines späteren Kommodore, des Ritterkreuzträgers Trautloft.

Leicht war seine Jugend nicht, die er in Meissen als Sohn eines dort ansässigen Arztes verlebte. Trotzdem sprach er immer gern von seiner Vaterstadt und seinen Lehrern, die ihm vieles mit auf seinen weiteren Lebensweg gaben. Nach Ablegung der Reifeprüfung verliess er das Gymnasium, die heutige Picheschule, seiner Vaterstadt und trat als Fahnenjunker in die Luftkriegsschule Gatow ein. Bald wurde er zum Fähnrich und zum Leutnant befördert und wurde, nach mehreren Kommandos bei verschiedenen Kampfgeschwadern, Jagdschüler seines späteren Kommodore, des Ritterkreuzträgers Trautloft.

Kamerad, vergiss es nie!

Die amerikanische Monatsschrift «Fortune», hinter der massgebende Kreise der USA-Industrie stehen, veröffentlicht in ihrer letzten Ausgabe den Artikel eines Mitarbeiters, der die planmässige Entindustrialisierung Deutschlands fordert. Der Verfasser des Artikels erklärt, man müsse im Falle eines Sieges der Westmächte unter allen Umständen verhindern, dass Deutschland seine führenden industriellen Unternehmungen behält. Das Mindeste sei, dass man die deutschen Grossfirmen enteigne. Die Mehrheit ihrer Anteile und Aktien müsste sich in ausländischem Besitz befinden, damit Deutschland nicht mehr in der Lage sei, seine industrielle Entwicklung seinen eigenen Erfordernissen anzupassen. Man dürfe den Deutschen in dieser Hinsicht auch nicht die geringste selbständige Entscheidung überlassen. Man dürfe sich nicht wie nach dem ersten Weltkrieg mit einer Überprüfung und Kontrolle der deutschen Industrie begnügen, sondern müsse bedeutend weitergehen.

In einem anderen Leitartikel beschäftigt sich die Schriftleitung der Zeitschrift «Fortune» mit dem gleichen Thema und erklärt, man müsse, um Deutschlands Wirtschaftskraft zu schwächen, alle zum Schutz deutscher Erzeugnisse erlassenen Zollbestimmungen aufheben und müsse ferner jede künftige staatliche Hilfe zur Entwicklung von gewissen Industriezweigen verbieten.

Beide Vorschläge laufen auf das gleiche hinaus, nämlich auf die Zerschlagung der deutschen Industrie und damit auf die Brotlosmachung von Millionen deutscher Arbeiter.

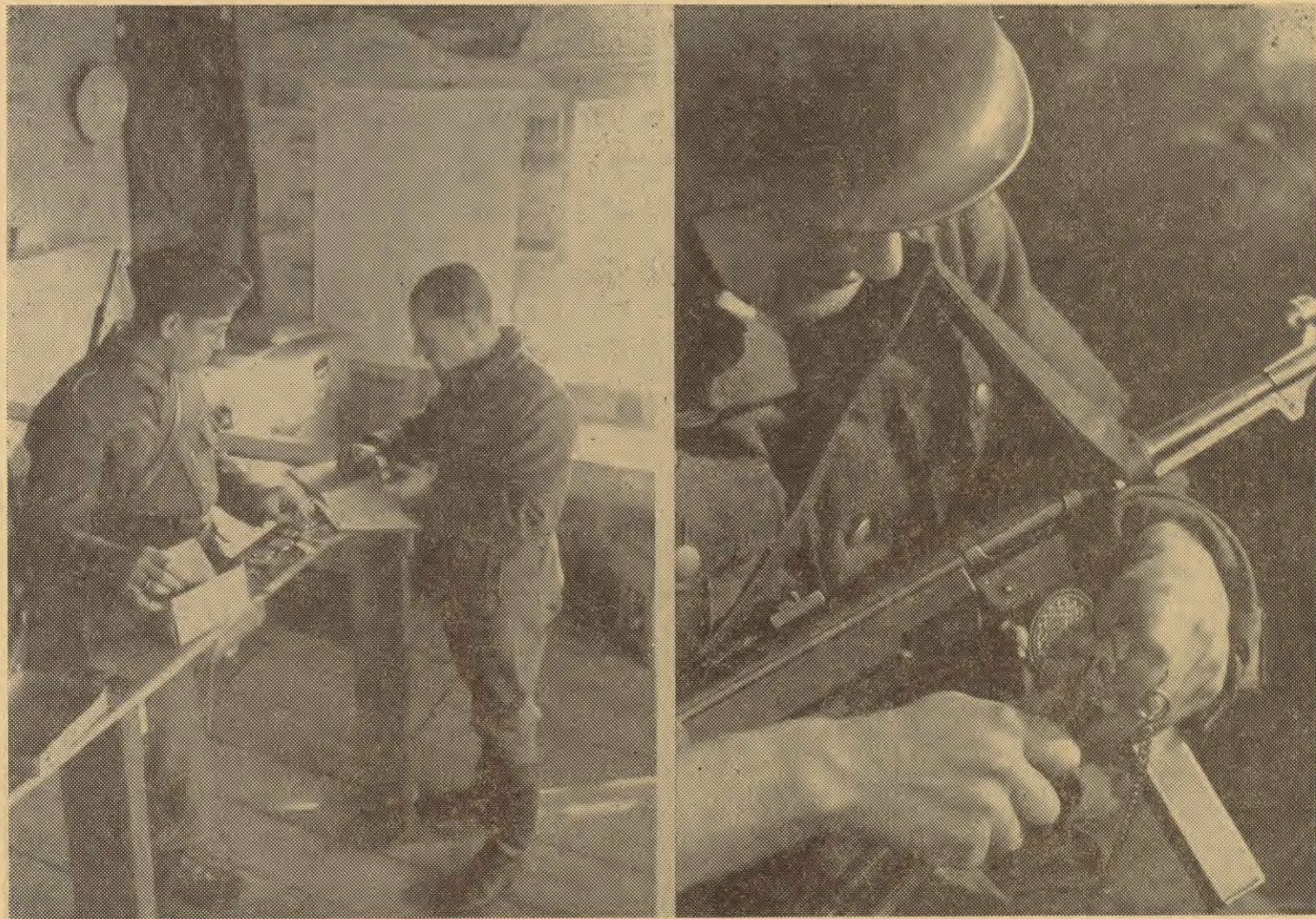
Schwere USA-Verluste im Pazifik

Japaner räumen die Inseln Vella Lavella und Kulambangra

Das Kaiserlich-Japanische Hauptquartier gibt bekannt, dass die japanischen Heeres- und Marinestreitkräfte von den Inseln Vella Lavella und Kulambangra auf rückwärtige Stützpunkte zurückgezogen wurden, nachdem sie dem Feinde grosse Verluste zufügten. Die rückwärtigen Bewegungen wurden ohne feindliche Störung durchgeführt.

In See- und Luftgefechten erzielten die Japaner während der Zeit der rückwärtigen Bewegung folgende Ergebnisse: am 1. Oktober bei Biloa auf Vella Lavella ein Zerstörer, zwei Transporter und ein kleineres Transportschiff zerstört, ferner ein mittleres

Transportschiff schwer beschädigt, zehn feindliche Flugzeuge abgeschossen. Die Japaner verloren acht Flugzeuge, die sich selbst auf ihr Ziel stürzten. In einem Seegefecht zwischen einer japanischen Torpedobootflottille und einer Formation von drei feindlichen Kreuzern und drei Zerstörern wurden ein Kreuzer und alle Zerstörer in der Nacht zum 7. Oktober westlich von Vella Lavella versenkt. Die japanische Flotte verlor einen Zerstörer. Eine andere japanische Torpedobootflottille stellte am gleichen Tage westlich Vella Lavella drei feindliche Zerstörer zum Kampf und versenkte innerhalb einer halben Stunde alle drei Zerstörer.



Peter Henlein im Waffenrock oder: Ein Uhrmachertrupp an der Ostfront

Für den Soldaten ist die Uhr von unendlichem Wert — an Bruchteilen von Sekunden kann sein Leben hängen! Andererseits ist das «unsterbliche Herz» gerade bei ihm der stärksten Belastungen ausgesetzt, und was soll er tun, wenn dieses Herz nicht schlägt? Auf keinen Fall das, was dieser allzu energische Landsr descht im Bilde tut. Wer den empfindlichen Mechanismus seiner Uhr mit dem Taschenmesser mishandelt, wird sie nicht nur nicht wieder in Gang bringen, sondern meist erst recht vernichten.

Aufnahme: PK-Kriegsbericht unserer Armee Pospichil

Da aber nicht alle Deutschen Selbstmord begehen können, damit die Engländer keine Angst mehr vor ihnen zu haben brauchen, bleibt ihnen nichts anders übrig, als ihr Land und ihr Leben zu verteidigen. Dieser Kampf ist deshalb so erbittert, weil England genau weiss, dass es sich einen solchen in Zukunft nicht mehr leisten können. Das britische Volk nimmt in seiner Bevölkerungsziffer in erschreckendem Tempo ab. Es kann in diesem Kriege nicht mehr dieselben Blutopfer tragen wie noch im ersten Weltkrieg, ohne dabei seine völkische Substanz zu verlieren, von einem eventuellen dritten Krieg ganz zu schweigen. Deshalb führt es auch diesen Waffengang entsprechend seiner geschichtlichen Tradition unter möglichst geringem Einsatz von Menschen und ist froh, dass die Schwere der Blutopfer, die dafür gebracht werden müssen, von der Sowjetunion getragen wird.

Die Begeisterung, die man in London für den Bolschewismus zur Schau stellt, ist nur eine Art Abschlagszahlung für diesen Blutdienst. Aber die britische Plutokratie, die sich sicherlich einbildet, dabei eine ganz schlaue und überlegene Rechnung aufzumachen, übersieht geflissentlich, welche Gefahren daraus für ihr eigenes Volk erwachsen können. Der Bolschewismus ist eine Krankheit, die ansteckend wirkt. Man wird von ihm verfiel, wenn man längere Zeit mit ihm umgeht, ohne sich dagegen zu immunisieren. In London glaubt man offenbar, gegen diese Bedrohung geteilt zu sein. Aber es sind doch eine Menge von Anzeichen vorhanden, die das Gegenteil zu beweisen scheinen. Und das ist auch nur zu natürlich. Der Einbruch der bolschewistischen Anschauungen in die europäische Vorstellungswelt hat hier weitgehende Veränderungen hervorgerufen, und das Spiel mit Revolutionen ist nicht mehr so gefahrlos wie noch vor einigen Jahrzehnten. Denn es handelt sich dabei nicht mehr darum, eine Reihe von Personen auszuwechseln; hier stehen abendländisches Denken ausmachen, und sollte einmal irgendwo das Unglück geschehen, dass sie zu Fall kämen und durch den Bolschewismus abgelöst würden, dann gäbe es kein Zurück mehr. Die deutsche Heeresleitung hat im Jahre 1917 gelaubt, durch Hereinlassen der bolsche-

wistischen Emigranten nach Russland ihren östlichen Gegner bequem aus dem Kriege ausschalten zu können. Welche Konsequenzen das nach sich gezogen hat, ist durch die darauffolgende Entwicklung wohl jedermann klar geworden.

Denn nicht nur Lenin löste den Zaren, der Bolschewismus löste auch den Zarismus ab. Zwischen diesen beiden Tatsachen besteht ein grosser Unterschied. Wir sagen das nicht aus Angst vor der östlichen Gefahr. Das deutsche Volk hat sie durch eigenen Augenschein kennengelernt und bedarf deshalb keiner Aufklärung mehr über sie. Aber das englische Volk sieht ihr ziemlich wehrlos gegenüber, ja, seine Regierung muss im Interesse ihrer Bündnisse mit den Sowjets noch ein übriges tun und diese Gefahr möglichst klein erscheinen lassen oder sie ganz und gar bestreiten.

Es ist nicht unsere Sache, darüber zu entscheiden, ob das britische Weltreich sich ein so riskantes Spiel mit dem Feuer leisten kann. Man wird nicht im Ernst von uns verlangen wollen, dass wir der von überfrachten englischen Politikern, Wirtschaftlern, Wissenschaftlern und Kirchenfürsten am Bolschewismus vorgenommenen Mohrenwäsche irgendeine Glaubwürdigkeit zubilligen. Der Erzbischof von York weiss natürlich genau so gut wie wir, dass die dreissig Kirchen, die er persönlich in Moskau besucht hat, nur ihm zu Ehren aufgemacht worden sind und sicherlich bald wieder in Schnapsbrennereien umgewandelt werden; und was die von Stalin neu inthronisierten Metropolit anlangt, so handelt es sich dabei vermutlich um verkleidete Transportarbeiter, die den britischen Ignoranten oder Heuchlern ein bizarres Theater vormachen, über das sie sich selbst wahrscheinlich am meisten amüsieren werden.

Das alles aber ist nicht so wichtig. Wichtig ist vielmehr, ob auf diese Weise die Öffentlichkeit einschliesslich der englischen über eine Gefahr getäuscht werden soll, die deshalb nicht weniger drohend ist, weil sie in der Biedermännemaske auftritt. Wir wissen, welcher unaufhörlichen Anstrengungen es bedurfte und immer noch bedarf, um die uns zufügenden europäischen Völker darüber aufzuklären und davor zu warnen. Wir können uns nicht vorstellen, was auf unserem Kontinent geschehen würde, wenn wir darin ermatten wollten. Die britische Regierung hat darüber zu entscheiden, wie weit sie den Bogen im eigenen Lande überspannen darf und ob am Ende nicht der vermutete oder erwünschte Gewinn in einem schaurigen Verhältnis zum wahrscheinlichen und unvermeidlichen Verlust stehen wird.

Es ist heute sehr schwer, offen über diese tiefen Probleme der gegenwärtigen Kriegslage zu sprechen, weil man dabei stets Gefahr läuft, von Interessenten des gegenteiligen Standpunktes der Schwäche oder der versuchten Anbiederei verdächtigt zu werden. Wenn wir auch über einen solchen Verdacht erhaben sind, so gibt er doch den Feinden einer wirklichen Neuordnung Europas immer wieder Oberwasser. Aber selbst das kann uns nicht davon abhalten, die Dinge beim Namen zu nennen. Unser Verantwortungsgefühl dem gegenüber, was wir als Abendland bezeichnen, ist viel zu stark, als dass es sich von Augenblicksüberlegungen beeinträchtigen liesse. Wir haben nie einen Hehl daraus gemacht, dass wir die Gefahr, die unserem Erdteil droht, für eine allein europäische Völkergemeinschaft halten, und bedauern nur, dass die Erkenntnis darüber trotz ihrer Nähe noch so wenig ausgereift ist.

Was wollte beispielsweise das kleine Schweden machen, wenn die Entwicklung an der Ostfront tatsächlich den Verlauf nähme, den die jüdischen Stockholmer Blätter mit so viel Schadenfreude und Begeisterung prophezeien, und der Bolschewismus eines Tages wirklich vor seinen Grenzen stände? Glauben die Schweden im Ernst, dass der Krenn ihre Neutralität achten oder die schwedische Wehrmacht das fertigbringen würde, was dann offenbar der deutschen nicht gelingen wäre, oder gar, dass die Eng-

Die betäubten Lohgerber

„Freudenbotschaft für die englischen Reeder“ — Empire-Luftfahrtkonferenz in London

In amerikanischen Schiffahrtskreisen sind Bestrebungen im Gange, eine englisch-amerikanische Schiffahrtskonferenz einzuberufen, deren Aufgabe es sein soll, die Frage der Schiffahrt in der Nachkriegszeit zu überprüfen. Die amerikanischen Werftbesitzer und Reeder sind entschlossen, nach dem Kriege nicht wieder aus dem Wettbewerb in der Seeschiffahrt auszutreten, sondern Amerika die führende Stellung in der Weltschiffahrt zu beschaffen.

Man erklärt, es sei zu hoffen, dass England die «unabänderliche Zwangsläufigkeit» dieser Entwicklung anerkenne, wovon nicht, müsse die amerikanische Handelsflotte gegen England bauen. In amerikanischen Interessentenkreisen wird der englischen Regierung vorgeworfen, sie habe das Abkommen zwischen Churchill und Roosevelt, demzufolge während des Krieges England in erster Linie Kriegsschiffe bauen soll, während den USA der Bau von Handelsschiffen überlassen bleibt, gebrochen. England habe hinter dem Rücken der USA mit dem

Bau schneller Frachtschiffe begonnen, die den langsam fahrenden amerikanischen Liberty-Frachtern weit überlegen seien. Ein solches Vorgehen sei illoyal, und die amerikanische Regierung sei verpflichtet, dagegen einzuschreiten.

In London hat jetzt eine Empire-Luftfahrtkonferenz begonnen, die das Ziel hat, Massnahmen gegen die immer bedrohlicher werdende Konkurrenz der USA für die Nachkriegszeit zu treffen. Es ist daher kein Wunder, dass man in den Vereinigten Staaten diese Besprechungen in London mit höchstem Misstrauen und Argwohn beobachtet. Man beschuldigt die englische Regierung, sie plane einen grossen Empire-Luftblock, den sie den Vereinigten Staaten und der Sowjetunion entgegenzustellen beabsichtigt.

Die amerikanischen Luftfahrtinteressen, die ein anspruchsvolles Programm für den Lufthandelsverkehr in der Nachkriegszeit aufgestellt haben, sprechen England bereits

heute das Recht ab, eine eigene Politik auf dem Gebiet der Luftfahrt zu entwickeln. Sie haben in kanadischen Luftfahrtskreisen, die mit den USA eng zusammenarbeiten, eine willkommene Stütze gefunden, denn noch vor Beginn der britischen Luftfahrtbesprechungen habe die kanadische Delegation erklärt, zur Lösung der Luftfahrtfragen sei eine internationale Konferenz notwendig und nicht eine bloss britische Empire-Konferenz.

Die Amerikaner hoffen auf einer sogenannten internationalen Konferenz im Bunde mit den Vertretern der Sowjetunion das Empire an die Wand drücken zu können.

Sinkendes Ansehen des Pfundes

Die englische Monatszeitschrift «The Banker» weist in ihrem Oktoberheft darauf hin, dass überall im Nahen Osten grosse Inflationen bestehen. Abgesehen vom Iran und der Türkei seien die Währungen des Pfundgebietes in den Nahen Osten an das Pfund Sterling gekoppelt. Da die Wehrmachtsversorgung gewaltige Ausgaben erfordere, dürfe es nicht überraschen, dass infolgedessen Inflationen herrsche. Die Völker des Nahen Ostens hätten nie grosses Vertrauen in Papiergeld gesetzt. Daher stürzen sie sich bei militärischen, politischen oder wirtschaftlichen Störungen in Güterkäufe und hamsterten alles, dessen sie nur habhaft werden könnten. Eine solche Zeit erlebe man jetzt. Der Wahrnehmung lasse sich überhaupt nicht mehr stillen und die Preise stiegen ins Astronomische. Die Lebenshaltungskosten hätten sich seit Kriegsbeginn mindestens um das Siebenfache erhöht. Selbst in den Kolonien und im Mandatsgebiet Palästina sei die Lage alles andere als zufriedenstellend. Die Knappheit wichtiger Waren mache alle Kontrollbemühungen der Behörden zunichte.

Noch eine weitere für das Pfund Sterling sehr nachteilige Auswirkung habe der grosse Sterling-Banknoten-Umlauf im Mittleren Osten gehabt: Dollarnoten erfreuten sich eines immer grösseren Ansehens.

Die Zeitschrift macht zum Schluss darauf aufmerksam, dass die Preissteigerungen im Nahen Osten Englands Nachkriegshandel, vor allem seine Einfuhr, schwer benachteiligen. Das Pfund verliere hier in einem Masse an Ansehen, das England eines Tages seinen Bedarf im Nahen Osten nicht mehr werden decken können.

Erfolgreiche Gegenangriffe im Osten

An der süditalienischen Front nur einige örtliche Angriffe

Aus dem Führerhauptquartier, 12. Oktober. Das Oberkommando der Wehrmacht gibt bekannt:

Zwischen Asowschem Meer und Saporoshje hat die Wucht der feindlichen Angriffe infolge der am Vortage erlittenen hohen Verluste nachgelassen. Die Sowjets wurden erneut überal abgewiesen.

Auch an den übrigen Abschnitten der Ostfront, vor allem am mittleren Dnjepr, an der Prjepet-Mündung, im Raum südlich Gomel und südwestlich Welikije Luki schelerten feindliche Angriffe. Im Verlauf der harten Kämpfe traten unsere Truppen an mehreren Stellen, von der Luftwaffe nachhaltig unterstützt, zu erfolgreichen Gegenangriffen an.

In den Kämpfen der letzten Wochen hat sich nördlich des Asowschen Meeres die mitteleuropäische 13. Panzerdivision unter Führung von Oberst Hauser besonders ausgezeichnet.

An der süditalienischen Front führte der Feind nur im Mittelabschnitt einige örtliche Angriffe. Ein vorübergehender Einbruch wurde im Gegenstoss bereinigt. An der übrigen Front führten feindliche Kampfgruppen bei zunehmender Artillerietätigkeit gegen unsere Gefechtsvorposten vor.

SÜDLICH DES ILMENSEES

Bolschewistischer Stützpunkt niedergeschlagen

Ein pommersches Grenadier-Regiment hatte südlich des Ilmensees um die Mitte September Bewegungen in den Feindstellungen beobachtet, die auf Ablösung schliessen liessen. Sofort eingezetzte Spähtrupps bereiteten daraufhin die Durchführung eines Stosstruppenunternehmens vor. Hierbei fanden sich Durchlässe in den feindlichen Draht- und Minensperren und sogar eine Stelle in der HKL, die ein Umgehen einer Kampflage ermöglichte. Dort setzte der Stosstrupp ein. Unbemerkter kam er bei Nacht und brach mit frischem Schwung in den Graben ein. Dieser war aber viel stärker besetzt, als die Beobachtungen des Spähtrupps vermuten liessen. So kam es zu einem erbitterten Nahkampf, in dem unsere Grenadiere unter Führung ihres Leitnants erfolgreich durchstachen. Mit Waffen und Sprengmitteln leisteten sie ganze Arbeit. Artillerie und schwere und leichte Infanteriewaffen unterstützten sie dabei aus den eigenen Stellungen heraus in hervorragender, vielfach bewährter Zusammenarbeit. Die gesamte Stützpunktbesatzung wurde niedergeschlagen. Vier Wundunterstände, sechs Splitterschutz- und Munitionsbunker flogen in die Luft. Als Beute gingen Waffen und vor allem ein Gefangener mit. So wurde ein ganzer Stützpunkt ausgeräumt und Klarheit über den gegenüberliegenden Feindverband geschaffen. Eigene Verluste traten nicht ein.

Ukrainer bewegte 7000 Minen

An der Abwehrfront südlich des Ilmensees zeichnete sich ein Ukrainer, der sich freiwillig zum Kampf gegen den bolschewistischen Feind gemeldet hatte, durch besonderen Einsatz und umsichtige Tapferkeit aus. Auf seinen Wunsch wurde dieser junge Soldat, der im Frühjahr dieses Jahres bei den sowjetischen Angriffen bei Staraja Russa in deutsche Kriegsgefangenschaft geraten war, mit wichtigen Pioniertasken betraut. Im Laufe weniger Monate baute er, allein vor den Linien einer rheinisch-westfälischen Infanteriedivision liegend, 5000 eigene Minen ein und nahm über 2000 Minen des Feindes auf. Für diese ausserordentliche Leistung wurde der junge Ukrainer vom Divisionskommandeur mit der Medaille für Ostvölker ausgezeichnet, die ihm in einer Feierstunde vom Kommandeur des Pionierbataillons überreicht wurde.

länder und Amerikaner ihnen zu Hilfe eilen könnten und wollten? Alle drei Ausreden sind zu naiv, als dass sie eine ernsthafte Widerlegung verdienen. Wem also verdankt die Stokholmer Presse die Freiheit, sich über die Rückzugsbewegungen unserer Wehrmacht an der Ostfront zu freuen? Doch nur der Tatsache, dass diese Wehrmacht so weit vor den schwedischen Grenzen haltmacht, dass das schwedische Volk keine Angst zu haben braucht! Die Absurdität einer solchen Verkettung der Umstände ist in die Augen springend. Deutschland verteidigt einen Kontinent, der das gar nicht verdient, und erlaubt damit seinen Völkern ein nationales Weiterleben, das sie aus eigener Kraft gar nicht zu beschützen oder zu verteidigen in der Lage wären.

Wir wissen genau, dass wir mit diesen Feststellungen peinliche, unangenehme und für viele auch schmerzhaft Wahrheiten aussprechen. Die jüdischen Wortführer der neutralen und feindlichen öffentlichen Meinung werden nicht zögern, uns dafür mit schädlichen Verdächtigungen zu überhäufen. Und trotzdem kann ihr Däm und ihr geheime Durchschlagskraft damit nicht herabgemindert werden. Wahrheiten müssen immer einen langen Weg zurücklegen, bis sie zum Ziel kommen. Aber schon Bismarck sagte, dass sie sich trotzdem durchzupacken pflegen. Wir würden den Glauben an die Menschheit und ihr Weiterleben überhaupt verlieren, wenn das in diesem Falle nicht so wäre. So kritisch sich manchmal auch die allgemeine Kriegslage entwickeln mag, sie gebiert doch auch immer wieder neue Elemente, die zu den grössten Hoffnungen berechtigen. Uns kann niemand davon überzeugen, dass es einen Dutzend verkommener, intriganten und hasserfüllter Jingos mit ihrem dummen und instinktiven Anhang gelingen sollte, Europa in einen Abgrund hinunterzuschleudern, aus dem es keine Auferstehung mehr gibt.

Der Krieg birgt viele Rätsel in seinem Schoss. So durchsichtig und klar sie an seinem Ende erscheinen, so geheimnisvoll und unerklärlich sind sie in seinem Verlauf. Er steht fast immer in seiner entscheidenden Phase vor ständig sich erneuernden Krisenpunkten. Aber dann treten meistens jene geschichtsbildenden Faktoren auf, die ihn in die ihm vorgeschriebene Bahn hineindrängen. Auch in seinen Einzelereignissen ist das so. Kürzlich wurde uns Bericht über die Befreiung des Duce erstattet. Dieser Bericht hörte sich an, wie ein Stück Sage. Neben vielem anderen konnte man ihm entnehmen, dass das Gelingen der Befreiung im ganzen Verlauf der Aktion an vielen seidenen Fäden hing, dass dabei eine Unmenge von kaum vorauszuberechnenden Zufälligkeiten auftraten, die den Erfolg teils beschleunigten, teils aber auch ernstlich in Frage zu stellen schienen, und dass kurz vor dem glücklichen

Ende noch eine Gefahr auftrat, die alle aufgewandte Mühe und eingesetzte Tapferkeit wieder zunichte zu machen drohte. Der Zeiger des Erfolges schwankte zitternd hin und her, um dann in der letzten Minute endgültig seiner Bestimmung zuzustreben.

Was heisst da Wunder! Das Schicksal, in seiner tiefsten Tiefe geheimnisvoll und unergründlich, sucht sich die menschliche Kraft und die Gewalt der Natur, um zu seinem Ziel zu kommen. In dem Sinne sind auch wir seine Werkzeuge, ob wir wollen oder nicht. Wir haben nur aus dem Dienst an ihm eine Bewusstheit gemacht und stehen deshalb über dem Zufall, der manchmal blind zu sein scheint, aber in seiner Blindheit doch oft dem Augenlosen gleicht, der hart bis an den Abgrund geht und dann plötzlich, wie von einer geheimnisvollen Macht angehalten, stehen bleibt. Das ist so im Leben der Menschen und ist so im Leben der Völker. Schwächliche Naturen haben heute manchmal das Gefühl, durch das Dunkel der Zeit zu schreiten und keinen Weg mehr zu sehen. Mit einem Male zuckt der Blitz eines jenen Ereignisses auf, und sie erblicken rund um sich alles in das helle Licht des Tages gebracht. Wieder fassen sie Tritt, um den Marsch fortzusetzen, und wieder kommt die tiefe Beängstigung, die sie wie mit einem geheimnisvollen Zwang gefangen hält. Das ist der Krieg, der in den Seelen und Herzen tobt, genau so gefährlich wie der, der mit rasendem Getrüll über die Schlachtfelder schreitet. Keiner bleibt ganz davon verschont. Wir müssen ihn alle einmal durchstehen, aber dann auch alle bestehen.

Man blicke über die Welt und lege sich die Frage vor, ob das Leben für die Menschheit noch einen Sinn hätte, wenn unsere Feinde ihre Ziele erreichten. Man frage sich weiter, ob es vorstellbar ist, dass das Schicksal ein so grausames Ende für die Völker des Abendlandes beschlossenen haben könnte. In der Beweisführung dieser beiden Fragen liegt ein Ausruf für unseren endgültigen Triumph, der überzeugender ist als jeder, der aus Zahlen und Statistiken errechnet werden kann. Man mag ihn für paradox halten, aber die Paradoxien von heute werden die Trivialitäten von morgen sein.

Seht den Zeiger schwanken an der Uhr des Schicksals! Zitternd bewegt er sich hin und her, als ob er nicht wüsste, wohin er sich endgültig wenden sollte. Einmal scheint er still zu stehen, einmal nach vorwärts und einmal nach rückwärts zu gehen. Wie oft sahen wir ihn so vor den grossen Entscheidungen, und immer befahl uns die bange Frage, ob er auch diesmal seinem höheren Gesetz gehorchen würde!

Und standen dann später beschämt und beglückt mitten im Raucher des Triumphes, den wir durch Arbeit und Kampf verdient hatten und immer nur gefährdeten, wenn wir daran zweifelten.

VOR 130 JAHREN

Völkerschlacht bei Leipzig

Die Schlacht bei Leipzig vom 16. bis 18. Oktober 1813, die Völkerschlacht, wie man sie genannt hat, ist uns Inhalt und Symbol des Befreiungskrieges geblieben, den die Erhebung des preussischen Volkes gegen Napoleon I. entfesselte. Sowohl an Zahl der beteiligten Truppen wie an Bedeutung überlegte Leipzig damals alle bis dahin durchgeführten Kämpfe.

Die Frage, ob für Napoleon die zwingende Notwendigkeit vorlag, sich einer zahlenmässig starken Übermacht bei Leipzig zur Entscheidungsschlacht zu stellen, ist von namhaften Kriegshistorikern ebenso oft bejaht wie verneint worden. Der Ausgang des Kampfes hat der französischen Herrschaft östlich des Rheins zweifellos ein Ende bereitet. Es ist aber doch weniger die Zahl gewesen, die bei Leipzig den Ausschlag gegeben hat, als der Geist, der beide Parteien besetzte. Man wird den Worten Yorks von Wartenburg in seinem Buch «Napoleon als Feldherr» zustimmen, wenn er schreibt: «Nur die schwersten militärischen Fehler, das zeitweise Versagen seines Feldherrngenie haben ihn (Napoleon) durch die Willen des konzentrischen feindlichen Angriffs mehr und mehr unterliegen lassen. Und auf der Klippe von Leipzig scheitern lassen. Und es ist wichtig zu betonen, dass nicht etwa überhaupt sein Genie gesunken war; denn einzelnes in dem Feldzuge von 1813 ist dem Besten seiner früheren Taten gleichzustellen, sondern dass es der Mangel an Beständigkeit dieses Genies war, welcher zu Rückschlägen führte.»

Befanden sich also des Kaisers Charakterstärke und Energie nicht mehr auf der Höhe seiner früheren Erfindungsgabe, so sehen wir im Gegensatz dazu auf Seiten der Verbündeten diese Energie in reichem Masse vorhanden. Zwar standen auch hier Feldführer wie Fürst Schwarzenberg und Bernadotte noch ganz im Banne der Persönlichkeit ihres grossen Gegners, aber Männer wie Bülow, York, Bülow und andere waren dafür umso mehr Träger des Vernichtungsgedankens. Bei ihnen lag in den Tagen der Leipziger Schlacht — wie auch schon in dem vorangegangenen Herbstfeldzug — vornehmlich die glückliche, verantwortungsfreudige Initiative, sie hatten die Vernichtung immer noch herrschende Scheu vor der Unbesiegblichkeit

Napoleons verloren und die Methoden seiner Niederwerfungsstrategie gelernt.

Bef den höheren Führern des französischen Heeres machte sich der Mangel an geschulten Köpfen stark bemerkbar. Die Verbündeten dagegen verfügten über solche Köpfe. An erster Stelle sind hierbei Blücher und Gneisenau zu nennen, bei denen trotz aller Verschiedenheit der Charaktere das Wesentliche ihrer Denkmuster gleich war. Beide waren von jenem feurigen Optimismus erfüllt, ohne den grosse Dinge im Kriege nicht zu geschehen pflegen. So hat denn unter ihrer Führung die Schlesische Armee auch bei Leipzig das Beste zum Siege beigetragen und die Schlachtentscheidung massgeblich beeinflusst. Mit stolzer Freude konnte Gneisenau nach der Schlacht schreiben: «Wir haben die Nationaltrache in langen Zügen genossen. Wir sind arm geworden, aber reich an kriegerischem Ruhme und stolz auf die wiedererrungene Unabhängigkeit.»

Rodatz, Hauptmann

Seit wann gibt es Divisionen und Armeekorps?

Die Worte «Division» und «Armeekorps» sind heute zu feststehenden Begriffen geworden; fast täglich lesen wir im OKW-Bericht davon. Und doch sind kaum einsehhalb Jahrhunderte vergangen, seit die Masse der Truppen diese Untergliederung gefunden hat.

Seit jeher gründete sich die Gliederung des Heeres auf die operativen und taktischen Anschauungen des jeweiligen Zeitalters. Noch die Heere Friedrichs des Grossen bildeten ein Ganzes in der Hand des Feldherrn und entbehren der Gliederung in selbständige Befehlsverbände. Die lineare Kampfbefehlsverbände beruhte auf dem möglichst engen Zusammenschluss aller Teile; eine organisatorische Zerlegung in selbständige Gefechtskörper war daher nicht möglich, wollte man nicht den Grundgedanken der damaligen Krieg- und Schlachtenführung aufheben.

Unter dem Einfluss der Erfahrungen des Siebenjährigen und besonders des nordamerikanischen Befreiungskrieges kam man allmählich zu einer Einteilung des Feldheeres in Divisionen, d. h. (Heeres-)Teile bzw. Abteilungen und schuf damit eine wesentliche

Erleichterung für Befehlsgebung, Marsch, Verpflegung usw. Frankreich wurde bereits 1788 in 21 «Militär-Divisionen» geteilt, deren jede mehrere Infanterie- und Kavallerie-Brigaden umfasste. Erst die Revolutionskriege brachten aber die Divisionen für den praktischen Gebrauch im Kriege. 1792 finden wir auf französischer Seite unter dauernder Führung mit besonderen Stäben bereits Infanteriedivisionen, denen Kavallerie und Artillerie nach Bedarf zugeteilt wurde. 1793/94 bestanden bereits aus allen Waffengattungen zusammengesetzte Truppenkörper, die gewissermassen im Kleinen die Arme darstellten und fähig waren, auch auf sich allein gestellt ein Gefecht aufzunehmen und durchzuführen. Doch bildeten diese Divisionen vorerst nur mehr oder weniger feste Heereskörper, deren Bestand je nach der Lage eine Änderung erfuhr.

Napoleon I. fand 1796 die französische Operationsarmee in Italien in vier Divisionen gegliedert, deren jede aus 4—5 Halbbrigaden (Infanterieregiment) bestand. Die gesamte Kavallerie war in zwei Divisionen gegliedert, während die schwere Artillerie der Heeresleitung unmittelbar unterstellt war. Während dem Feldzuge wurden diese Divisionen öfters durch Sonderaufstellungen verstärkt, bisweilen aber auch aufgelöst oder zu neuen besonderen Divisionen zusammengestellt. Je mehr sich die Heere von der linearen Fechtweise lösten, desto dringender wurde das Bedürfnis nach selbständigen, aus allen Waffengattungen zusammengesetzten Einheiten. Napoleon erkannte dies genau und ist damit der Schöpfer der neuzeitlichen Truppengliederung geworden. «Die ganze moderne Heeresmaschinerie» — so sagt General v. Boguslawski in seinem Buch «Entwicklung der Taktik von 1793 bis zur Gegenwart» — «ist von Napoleon zuerst eingerichtet und in den Hauptteilen ihres Organismus noch jetzt überall erhalten. Sie lässt sich charakterisieren durch den Satz: Zusammenfassen der durch die Revolution aufgehobenen Kräfte bei möglichstster Freiheit und Gliedertätigkeit der Armeeteile.»

Es entwickelte sich nun bald festere Formen. Seit 1797 zählten die Divisionen in der Regel 5 Infanterieregimenter (zwei Brigaden) zu zwei Regimentern und ein 5. Regiment ausserhalb des Brigadverbandes als Reserve, ein bis zwei Kavallerieregimenter und 12 Geschütze.

Das zahlenmässige Anwachsen der Heere machte bald die Aufstellung noch grösserer Verbände notwendig. Napoleon I. ist auch der Schöpfer der Armeekorps geworden. Er stellte je nach dem Bedürfnis der Lage mehrere Divisionen unter dem Befehl eines Marschalls

oder Generals als Korps zusammen, welches durchschnittlich 30 000 Mann zählte. Die Masse der Reiterei wurde in besonderen Kavalleriekorps unter Zuteilung von reitender Artillerie zusammengefasst. Zum ersten Male trat diese Neuordnung im Feldzug von 1805 in Erscheinung. Im Feldzug 1806 war das französische Heer in acht Korps (einschl. der Garde) und 1812 in 12 Korps und die Kavalleriereserve mit vier Kavalleriekorps gegliedert. Die Korps zeigten je nach der Persönlichkeit ihrer Führer eine verschiedene Stärke; so hatte z. B. das Korps Davoust fünf Divisionen, die anderen meist drei, einzelne auch nur zwei Divisionen.

Das Vorbild Frankreichs wurde in den meisten anderen Heeren nachgeahmt. Bereits 1805 machte Scharnhorst für das preussische Heer Vorschläge für die Einteilung in Divisionen. Der bald ausbrechende Krieg liess es jedoch nicht mehr dazu kommen. Die Vorteile, bereits im Frieden festgelegte grössere Verbände zu haben, war offensichtlich, namentlich die Befehlsführung musste dadurch eine wesentliche Vereinfachung erfahren. Vorher standen die verschiedenen Waffengattungen — in Inspektionen eingeteilt — ganz unabhängig nebeneinander und mussten bei Beginn eines Feldzuges erst zusammengestellt werden. Dies war sehr umständlich, da von Berlin aus jedem einzelnen Trupenteil im Kriegsfall mitgeteilt werden musste, wohin er zu marschieren und unter wessen Befehl er zu treten habe.

Nach dem unglücklichen Krieg von 1806 schuf man in Preussen «gemischte Brigaden» (etwa den Divisionen entsprechend) und fasste in den Befreiungskriegen je vier Brigaden zu einem Korps (ohne die Zwischeninstanz der Division) zusammen. Durch Order vom 5. November 1816 wurde dann in Preussen auch für den Frieden das Armeekorps (ein Garde- und acht Linienkorps) eingeführt, um die Kriegsbereitschaft zu erhöhen.

Osterreich hatte bereits im Feldzug von 1796 Divisionen, die aber nur eine lose Zusammenfassung von Infanterieverbänden, meist von einzelnen Bataillonen waren. In den Befreiungskriegen gab es bereits gemischte Divisionen. In Russland gliederte sich 1801 die Armee in 14 Inspektionen (ausser der Garde). Am 20. Oktober 1810 folgte dann die Bildung von 6 grossen Infanteriekorps, während die Kavallerie in vier Divisionen gegliedert wurde.

Interessante Vergleiche hinsichtlich der Gliederung von Armeen im Kriege bietet der italienische Feldzug von 1859. Die französische Armee besass in ihrer Friedensformation eine so wenig fesselnde Gliederung, dass die Regimenter entsprechend der Lage erst

Im Seengebiet des Dodekanes versenkte die Luftwaffe ein feindliches Kriegsschiff und bombardierte mit guter Wirkung Inselstützpunkte des Gegners.

Der Kommandeur eines Jagdgeschwaders, Oberstleutnant Hans Philipp, Inhaber des Eichenlaubs mit Schwertern zum Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes, fand im Luftkampf den Heldentod, in dem er verlor die Luftwaffe einen der hervorragendsten Jagdflieger und Verbandsführer, der 200 Luftsiege errungen hat.

Stimmen zur Lage

Nach einer Exchange-Meldung aus Kairo heisst es in einer amtlichen Mitteilung der Briten, dass mit der Besetzung der Insel Kos der wichtigste Stützpunkt für Operationen im Dodekanes eingenommen wurde.

«Alles zusammengekommen haben die Deutschen im Laufe der diesjährigen Kämpfe im Osten keinerlei wirklich schwerwiegende Verluste erlitten», stellt der militärische Mitarbeiter der «Dubliner Zeitung «Irish Times» in einer Betrachtung zur Lage im Osten fest. Die militärischen Aktionen der Sowjets seien nichts anderes als das «Eintreten einer offenen Tür» gewesen.

bei der Mobilmachung zu grösseren Verbänden (sechs Korps zu je zwei bis drei Divisionen) zusammengefasst wurden. Kein Geringerer als Moltke erkannte damals die sich daraus ergebenden Vorzüge an, ist aber nach den Erfahrungen von 1866 und 1870/71 zu ganz anderen Beurteilungen gelangt. Das österreichische Heer von 1859 zerfiel in zwei Armeen zu je drei bzw. vier Korps, während die sardinische Armee in fünf gleichartig gegliederte Divisionen zerfiel.

1866 bildete Osterreich unter einem Oberkommando die Nordarmee mit sieben Korps, fünf Kavalleriedivisionen und der Armeegeschützreserve, eine von einer Stelle her schwer zu leitende Masse. Preussische Heere bildete man für den böhmischen Kriegsschauplatz drei Armeen, die teils Korps, teils Divisionenverband hatten. Diese Art der Einteilung hat sich auch im Kriege 1870/71 voll bewährt, während die französischen Korps, die erst bei der Mobilmachung neu gebildet wurden, des festen Zusammenhaltens, wie er sich aus langjähriger Friedensgewohnheit ergibt, entbehrten.

Eine Gliederung des Gesamtheeres in Divisionen finden wir im russisch-japanischen Kriege von 1904/05 auf japanischer Seite. Sie erklärt sich aus der damals verhältnismässig Kleinheit des japanischen Heeres, das zunächst nur aus 13 Divisionen bestand. Operativ gesehen waren aber die japanischen Divisionen Armeekorps im europäischen Sinne.

Das deutsche Heer, das am 2. August 1914 ins Feld rückte, umfasste 40 Korps mit insgesamt 92 Divisionen sowie 11 Kavalleriedivisionen, die zum Teil unter vier Höheren Kavallerie-Kommandeuren zusammengefasst waren. Bei Kriegsende 1918 bestanden insgesamt 212 Divisionen. Die Kriegsverhältnisse, besonders die Aufgaben des Stellungskrieges, brachten es allmählich mit sich, dass die Generalkommandos in ihren Abschnitten bodenständig wurden, während die ihnen unterstellten Divisionen wechselten.

Hauptmann Hans Rodatz

Mensch und Material bestreiten den Krieg — Material verschwenden heisst Blut verschwenden!

Verantwortung: Propaganda-Kompanie

Feldpostnummer 17007

Hauptgeschäftsführer: Leutnant Uwe Sass

Stellv. Hauptgeschäftsführer: Sonderführer (2) Fritz Redlin

Erscheinungsdauer: 14 Tage, 14 Mal wöchentlich

Einzelnummern sind zu richten an die Feldpostnummer 17001

Ercheinungsdauer: 14 Tage, 14 Mal wöchentlich

Mümmelmans letztes Abenteuer / Von Hermann Löns:

Hasendämmerung

Jans Mümmelmann, der alte Heidhase, lag in seinem Laver auf dem blanken Heidberg, liess sich die Mittagssonne auf den billigen Balg scheinen und dachte nach über Leben und Tod. Sein Leben war Mühe und Angst gewesen. Aber dennoch fand er, dass sein Leben köstlich gewesen war. Auf grünen Feldern hatte sich seine Jugendzeit abgelebt; seine Jünglingsjahre hatte er im Walde verlebt; die Jahre seiner männlichen Reife verbrachte er in der Heide, nachdem ihm Feld und Wald Menschenhass gelehrt hatten, und nur, wenn sein Herz sich nach Zärtlichkeiten sehnte, verliess er die Ode.

Da lebte er, ein einsamer Wanderer. Die Asung war mager, aber es stand nicht, wie beim Klee im Felde und bei der üppigen Wiese im Walde, die Angst bleichwängig und schlatterbeinig immer neben ihm: in Ruhe und Frieden konnte er da leben, sorglos im feinen Flugande des Heidhügels die rheumatischen Glieder baden und dem Gesange der Heidelerchen lauschen.

Mümmelmann fand heute aber doch, dass er etwas Abwechslung in seine Nahrung bringen müsse. Keine Philosophie der Welt tröstet den Magen und keine Weltweisheit beseitigt die Appetitlosigkeit. Beim Dorfe gab es

Nächten hinter dem Misthaufen auf die Hasen lauerte. Es gab ein langes Begrüssen und Erzählen, und so kam es, dass Jans völlig die Zeit verpasste und erst lange nach dem ersten Hahnenschrei, als der Tag schon mit rotverschlafenen Gesicht über die Geest stieg, nach seiner Heide zurückkoppelte in Begleitung eines jungen, strammen Moorhasen. Ludjen Flinkfoot, seines im letzten Herbst bei dem grossen Kesseltreiben im Feuer gebliebenen Freundes Sohn. Den hatte er bewogen, mitzukommen; er wollte ihn erziehen und als Erben einsetzen.

Als sie aber an den Heiderand kamen, da stutzten sie und machten Männchen, denn vor ihnen zappelten im Frühwinde lauter bunte Lappen. Voller Angst liefen sie zurück und scharrten sich, nachdem sie erst viele Haken geschlagen und Wiedergänge gemacht hatten, in einem mächtigen Brombeerbusch bei den Fischteichen ihr Lager.

Inzwischen war im Dorfe grosses Leben. Dreissig Männer waren gekommen, bis an die Zähne bewaffnet, schrecklich anzusehen in ihrem Kriegsschmuck. Sie waren in den Krug gegangen, assen und tranken, was es gab, machten sich mit Pfeifen und Zigarren und auch sonst blauen Dunst vor, prügelten ihre Hände, die sich bissen, kniffen allen weiblichen Wesen unter fünfzig Jahren die Arme bvaun und blau, erzählten sich mehr oder minder starke, neu aufgewärmte alte Witze und zogen dann los, die reine Winterluft mit dem Rauch der Zigarren und die Morgenstille mit dem Geknurre ihrer Stimmen erfüllend und sich freudig über den klaren, windstillen, schönen Tag, der so recht geeignet sei für den Hasenmassenmord.

Dicht hinter dem Dorfe wurde der erste Kessel gemacht. Ein Waldhorn erklang, Schützen und Treiber setzten sich nach dem Zentrum in Bewegung, und das Kriegsgeschrei der rauhen Kehlen dröhnte durch den Wintermorgen. Da wurden überall graue Flecke im weissen Schnee sichtbar, die sich zu Pfählen verlängerten, unschlüssig hin und her hoppelten, wie besessen dahinstrasteten, und dann knallte es hier, blitzte es da, rauchte es dort und ein Hase nach dem anderen rückte zusammen, wurde kürzer, immer kürzer, blieb schliesslich liegen, sprang noch einmal in die Höhe und lag dann ganz still. Andere schneigen im Dampf ein Rad, dass der Schnee stäubte, wieder andere liefen wie gesund weiter und fielen plötzlich um. Und immer enger wurde der Kessel, immer zerfurchter seine Schneedecke von den Spuren der Hasen und den eingeschlagenen Schrotten, und hellrote Flecke und Streifen, sowie die dunklen Patronenpfropfen unterbrachen seine Farblosigkeit.

Ein Leiterwagen nahm die toten Hasen auf, und es ging zum zweiten Kessel. Und als der abgetrieben war, kam der dritte an die Reihe, und dann ging es zum Jagdhause vor dem Moore, wo der Wirt mit seinen Töchtern Bohnensuppe auffüllte und Glühwein einschenkte und Grog. Da gab es ein grosses Erzählen hin und her, so dass Herr Markwart, der Häher und Frau Eitel, die Elster, entsetzt abstoben und es weit und breit herumbrachten, dass die Jäger wieder einmal da wären und schon hundertundsiebzig Hasen gemordet hätten.

Mümmelmann hörte aufmerksam zu, als Frau Eitel das Herrn Luthals, dem Würger, erzählte und er dachte sich: «Wenn sie schon soviel haben, dann werden die Schinder wohl nicht mehr hierher kommen», und er flüsterte Ludjen Flinkfoot zu: «Bleib immer hübsch still liegen, mein Junge, mag kommen, was da kommen will: wer sich nicht zeigt, wird



Zeichnungen - PK-Busch

nicht gesehen, und wer nicht gesehen wird, den trifft kein Blei.»

Es kam aber anders: Wieder klang das Horn. «Schwerenot noch einmal», knurrte Jans unter seinem bereiften Bart her, «noch ein Kessel? Die Sonne geht ja schon in ihr Lager. Und ich glaube, die Bande kommt auf uns zu.» Ein furchtbares Gebrüll erhob sich von allen Seiten, der Boden dröhnte, Schüsse knallten. Ludjen wollte weg, aber der Alte rief: «Bleib liegen, du Döskopp»; denn wenn er erregt wurde, sprach er Platt, was er sich sonst als unfein abgewöhnt hatte, und dann setzte er hinzu: «Man kann nicht wissen, was passiert. Ich habe so eine Ahnung, als ob ich die Sonne nicht mehr aufgehen sehen soll. Und nun höre zu: Falle ich und du bleibst gesund, so rückt du in die Heide, bis du an den Heidberg kommst, wo die grossmächtigen Steine aufeinander liegen. Da bist du das ganze Jahr sicher, da kommt niemand hin, als die dämlichen Schafe und

Robert Walter:

DAS SIEGHAFTE HASENDÄMMER

Die Innerste machte ihrem schlimmen Ruf, ein unruhiges und heimtückisches Gewässer zu sein, in diesem nassen März grosse Ehre. Sie wälzte die Wasser der Schneeschmelze aus den Harzbergen, Lamme und Nettebach gossen ihre wilden Strudel dazu, und tagelang brüselten, rieselten, klickerten die Regenrinnen von allen Ecken und Enden. Und so im ferneren Lauf die Ufer nicht gehörig wehrten und schirmten, trieb sie die Wellen weit hin über Sturzäcker und Wiesen.

Hinter Gross-Düngen aber, im Hildesheimischen, geschah nach all der ärgerlichen Untat, die sie auf ihrem Weg verübt hatte, ein vernünftiges Begebnis, wobei es endlich zutage kam, dass die böse Innerste auch einen guten Spass versteht, denn sie verhalf ihm schliesslich zum schönsten Gelingen. Hier hatte sich nämlich während der Fahrt die Wasser alle kleine Süntflut stiegen, Meister Lampe, ein stattlicher Rammeler, aus seinem Versteck fort in die Krautgärten geschlagen, um an den Frühjahrschossen der Kohlstrünke zu äsen, oder gar ein paar Mäulchen voll Petersilie zu erwischen. Gegen die graue Helle jedoch, als er auf seinem Wechsel wieder zu Holz rücken wollte, zeigte sich, dass ihm der Weg versperrt war. Er hoppelte an der blauen, kräuselnden Nässe hin, machte Männchen und horchte, suchte eine neue Fährte, irte ziellos, tat einige kurze Läufe mit Sätzen seitwärts und Sprüngen rückwärts, als ginge er zu Lager und nahm sich auf solche fast spielerische Weise eine lange Weile Zeit, bis er, vom steigenden Wasser eingeschlossen, allmählich auf dem moosbewachsenen Wurzelwerk einer überhängenden Weide Zuflucht fand.

Aus einem Hausen, etwas seitab vom Dorf, hatte ein Mann stundenlang der Torheit und dem Unglück des armen Langohrs zugesehen, wobei ihm mit dem Steigen der Wasser auch ein steigendes Wohlgefühl angekommen war. Jetzt schien seinem finsternen Herzen die Stunde günstig und der Tag für einen Hasenbraten nahe. Er zögerte denn auch nicht länger. Und da man aussergewöhnlichen Ereignissen mit ebensolchen Mitteln begegnen muss, so holte der tückische Jäger unter Beistand der getreuen Gattin, die auch schon des Hasenbratens Düfte witterte, den altererbten Backetrog aus dem Keller — das Familienstück, in welchem man den Brotteig gleich auf Wochen kneten kann — schleifte ihn durch den Garten und an die wogenden Wiesen hin, kniete sich hinein, nahm auch eine Bohnenstange für die mutige Wasserfahrt und schifferte in mühevoller Fahrt dem köstlichen Wildbret entgegen.

Meister Lampe aber, der verwundert und geängstigt auf seinem Inselchen ausharrte — denn ihn jagte kein hetzender Lärm der Treiber, Hunde und Jägerbüchsen durchs Wasser — Meister Lampe hörte in allem Raschen, Quirlen und Gurgeln den nahenden Feind, erblickte ihn auch voller Angst, huckelte rundum und setzte vergeblich zum rettenden Sprung in die Wellen an. Derweilen trieb der Backetrog unter kühlender Navigation näher und schob sich anlandend auf den Moosbulten der Weidenwurzeln.

In solcher schwerer Not jedoch begriff Mosjö Langohr die einzig mögliche Rettung, hob sich am stark geneigten Stamm empor und krabbelte, rutschte und kroch elendig an der rauhen Rinde aufwärts, vor Schrecken klagend, bis er den Weidenkopf erreicht hatte und sich zwischen zwei Knubbenstücke ducken konnte. Doch jetzt kletterte der Hasenfänger aus seinem Kahn und kräftig am schief gelegten Stamm empor und langte griff über den Kopf des Rammlers hin nach den angelegten Löffeln.

höchstens einmal Reinke Rotvoss, der alte Schleicher; der erzählt ganz gut, aber halte ihn dir drei Schritt vom Leibe. Einem Fuchs darf man erst trauen, wenn er kalt und steif ist.»

Näher kam das Getrappel, dichter folgten die Schüsse, hin und her flitzten die Hasen, kobolzten von den Dämmen auf das Eis der Teiche und blieben da liegen. Auf einmal schwoll das Gebrüll noch weiter an: «De Voss, de Voss!» riefen die Treiber und domm, domm, domm krachte es. Mümmelmann hörte es in den Brombeeren knistern, etwas Rotes sauste über ihn fort, dann etwas Schwarzwisses, und dicht vor ihm schlug sich ein grosser Hund den Fuchs um den Kopf.

«Meinen Segen hat er», dachte der alte Hase bei aller Angst: doch im nächsten Augenblick fuhr er aus seinem Lager, denn ein zweiter Hund kam an und wollte ihn gerade fassen: «Da löppt noch een!» schrien die Trei-

ber. Aber Jans war nicht umsonst bei seiner Mutter, der erfahrenen Gelke Mümmelmann, in die Lehre gegangen. Er schlug einen Haken über den anderen und hielt sich immer dicht vor dem Hunde, so dass kein Schütze zu schiessen wagte. Auf einmal krachte ein Schuss, die Schrote schlugen pfeifend auf das Eis, der Hund jaulte auf und wütende Stimmen erhoben sich.

«Junger Mann, Sie haben meinen Hund toteschossen!» brüllte ein dicker Herr.

«Ja, was kann ich dafür», rief der dünne Student, «ich habe ihn nicht gesehen: was hat der Hund auch im Kessel herumzubiestern?»

Und der Dicke schrie wieder: «Er sollte den Fuchs apportieren. Der Hund hat mich dreihundert Mark gekostet.»

Und der Student rief: «Dreihundert Mark? Na, der Ihnen das abgeköpft hat, der wird schön gelacht haben. Ich habe den Hund ja arbeiten sehen: hünerrein war er, strassenrein auch, und Hasen hetzte er famos. Und wenn er auch nicht eingetragen war, ein ausgetragenes Biest war er doch, und die Rassenmerkmale hatte er innerlich, wie die Ziegen den Speck. Dreihundert Mark? Lächerlich, Sie meinen wohl Pfennige?»

So ging es weiter, und keiner achtete auf Mümmelmann. Der machte, dass er fortkam, denn er hasste Zank und Streit. Ihm tat nur Ludjen leid, um den Jungen hatte er Bange. Es dämmerte schon, als er an den Heiderand kam und gerade dachte er, er wollte sich um die Lappen nicht kümmern, da krachte es, und wie zwanzig Peitschenliebe auf einmal fühlte er es in Rücken und Keulen. Das war der Jagdaufseher gewesen, der die Lappen aufrollen wollte.

Jans fühlte, dass es mit ihm aus war. Aber er kam doch noch vom Fleck und tauchte in der Dämmerung unter. Ihm war sehr schwach zumute, obgleich er gar keine Schmerzen hatte; nur das Laufen wurde ihm schwer und das Atmen. Er kam noch bis zu dem alten Steingrab auf dem Heidberg, und da wühlte er sich in der weichen Sand, lag ganz still und äugte nach dem hellen Sternensilde, das über dem fernen Walde stand und ganz wie ein riesenhafter Hase aussah.



Als der Mond über den Wald kam, da hoppelte auch Ludjen Flinkfoot heran. Er hatte, so schwer es ihm bei seiner Angst auch wurde, seines Oheims Ratschläge befolgt und war gesund davongekommen. Der gute Junge war sehr betrübt, dass er ihn todkrank fand; er rückte dicht an ihn heran und wärmte den Fiebernden.

Als es vom Dorfe Mitternacht schlug, da wurden Mümmelmanns Seher gross und starr; er sah die Zukunft vor sich. «Der Mensch ist auf die Erde gekommen», sprach er, «um den Bären zu töten, den Luchs und den Wolf, den Fuchs und das Wiesel, den Adler und den Habicht, die Raben und die Krähe. Alle Hasen, die in der Üppigkeit der Felder und im Wohlleben der Krautgärten die Leiber pflegen, wird er auch vernichten. Nur die Heidhasen, die stillen und genügsamen, wird er übersehen, und schliesslich wird Mensch gegen Mensch sich kehren, und sie werden sich alle ermorden. Dann wird Frieden auf Erde sein. Nur die Hirsche und Rehe und die kleinen Vögel werden auf ihr Leben und die Hasen, die Abkömmlinge von mir und meinem Geschlecht. Du, Ludjen, mein Schwestersohn, wirst den reinen Schlag fortplanzen, und dein Geschlecht wird herrschen von Aufgang bis Untergang. Der Hase wird Herr der Erde sein, denn sein ist die höchste Fruchtbarkeit und das reinste Herz.»

Da rief der Kautz im Walde dreimal laut: «Komm mit, komm mit, komm mit zur Ruh, zur Ruh, zur Ruhuhuh!» und Mümmelmann flüsterte: «Ich komme», und seine Seher brachen.

Ludjen hielt die Totenwacht bei seinem Oheim; drei Tage und drei Nächte blieb er bei ihm. Als er aber nach der vierten Nacht zurückkam zum Hütengraben, da war der Leib seines Oheims verschwunden, und Ludjen meinte, die kleinen weissen Hasen wären gekommen und hätten ihn weggeholt zu dem Hasenparadies, wo der grosse weisse Hase auf dem unendlichen Kleegeras sitzt.

Reinke Rotvosses Vetterchaft aber wunderte sich, dass der alte dreibeinige, schwanzlose Heidfuchs, der immer so klapperdürr war, seit einigen Tagen einen strammen Balg hatte. Er hatte seinen Freund Mümmelmann bestattet auf seine Art.

Wilhelm Hochgreve

Wer ein Jäger ist, versteht Latein

Aus einem Schulaufsatz

Die Jäger sind meist männlichen Geschlechts. Es gibt aber auch weibliche Jäger. Frauen wollen sonst von der Jagd nichts wissen, nur wenn sie einen Braten brauchen, aber wenn sie selbst jagen, muss der Mann auch los, weil sie alleine meist bange sind. Der Jäger setzt sich zusammen aus sich, einem Gewehr, einem Hunde, einem Rucksack und einem Jagdschein. Wenn er den nicht hat, nannte er das früher Notverordnungs. Der Anzug ist meist grün, ist er ganz grün, so ist es ein Förster. Der hält Holzversteigerungen ab und Holzweiber an. Andere werden aufgeschrieben. Jagdglück nennt der Jäger Waidmannsheil. Er vertraut dabei mit Inbrunst seinem Gott Hubertus, die Ledigen der Göttin Diana und beide dem Zielwasser, womit jeder Rucksack behaftet ist. Wenn dem Jäger eine Alte den Weg kreuzt, bringt das Pech, eine Junge bringt Glück. Deshalb lassen viele Jäger junge Mädchen über den Gehwirlauf springen, was aber heutzutage nicht mehr so in Mode ist, weil man die Beine heute auch so sehen kann. Es gibt auch Schürzenjäger, aber die brauchen keinen Jagdschein. Es gibt auch Kammerjäger. Über diese sieht der richtige Jäger hinweg, weil sie kein vorschriftsmässiges Pulver haben, das sogenannte Insektenpulver. Jeder richtige Jäger kann deutsch reden und lateinisch. Das Jägerlatein ist am Stammstisch ebenso beliebt wie der Skat. Wer kein Jäger ist, versteht kein Latein. Bei der Treibjagd ist der letzte Trieb das Schüsseltreiben. Danach haben die Jäger kleine Augen und rote Nasen, die Kellnarinnen blaue Flecken. Der Schwanz des Hasen heisst die Blume, ist aber nicht zu riechen.

Auch ein Waidgenosse

Ein dicker Gastwirt der nördlichen Lüneburger Heide war Gelegenheitsjäger. An Treibjagden nahm er häufiger teil, wobei er

nicht selten die Zielscheibe von Spott und Ulk war. Vor einer Jagd nimmt ihn der Obertreiber beiseite und sagt: «Korl, se willst di anschieten. Se hebbt 'n Hasenbalg utstoppt und in 'ne Sasse steckt, da schast du up scheuten!»

«Wat du seggst, hier hest 'ne Mark, wo sit de Has?»

«Up Rotermund sien' swarten Acker!»

Korl denkt, da könn mi an 'n Mas, und zieht mit los. Das Treiben hat den schwarzen Acker erreicht. Vor Korl wird ein Hase hoch.

«Scheuten, scheuten!» rufen die Nachbarn.

«Ji könnst mi nich fangen», grinst Korl, «ik scheet' doch nich up 'n utstoppten Hasen!»

Faule Ausrede

Ein Sonntagsjäger bringt seiner Frau einen Fasan von der Treibjagd mit, verisst aber den Preiszettel abzunehmen. «Theodor», sagt sie vorwurfsvoll, «du schiessst zu teuer, der Fasan kostet ja 4.25 Mark!» «Aber Emilie! Was denkst du! Das heisst doch 4 Uhr 25, da habe ich ihn erlegt!»

Die gute alte Zeit

Der Grosseherzogliche Forstmeister v. B., der vor einigen Jahren im Alter von 95 Jahren verstarb, war ein Rauhbein erster Ranges. Als junger Oberförster geriet er mit einem Wildbied zusammen, der ihn durch eine Vorderladerkugel am Fuss verwundete. v. B. wurde zum Chirurgen gefahren, der sofort an dem verwundeten Fuss herumzuschneiden begann. v. B. biss die Zähne zusammen und sah sich die Schneiderei eine Weile an. Dann aber fragte er: «Was soll eigentlich die Schneiderei?» Der Chirurg: «Ich, Sie die Kugel.» v. B.: «Mann, warum haben Sie das nicht gleich gesagt! Die habe ich in der Ta, schels!»



jetzt schon junge Roggensaat. Auch brauner Kohl war da, ferner Apfelbaumrinde, etwas ganz Feines, und der Klee war schon hoch genug, an den Gräben wuchs allerlei winterhartes Kraut; Mümmelmann lief das Wasser hinter den gelben Zähnen zusammen.

Allerdings, so ohne Gefahr ging ein Diner beim Dorfe nicht ab. Fast immer stöberten Wasser oder Lord oder Widu oder Hektor oder ein anderer dieser scheusslichen Köter im Felde herum. Der Jagdaufseher hatte im Felde überall Tellerreihen und Schwänenhäse liegen, und der Jagdpächter hielt sich immer in der Nähe des Dorfes mit seinem Schiessknüttel auf. Er war ein bisschen sehr dick und hatte eine trockene Leber, so dass er sich nicht gern weit von Krüge entfernte.

Aber schliesslich, was kann das schlechte Leben helfen? dachte Mümmelmann; einen Tod sterben wir Hasen ja doch nur, und besser ist es im Dampfe dem guten Schützen sein Kompliment zu machen, als vor Altersschwäche den Schnäbeln der Krähen zum Opfer zu fallen. Und so machte er sorgfältig Toilette und rückte erst langsam, dann schneller gen Knubendorf, wo er bei tiefer Dämmerung ankam.

Es war eine gemüthliche Nacht. Der Schnee war weich und trocken, die Luft windstill, die Kälte nicht zu stark und der Himmel bedeckt, so dass Jans und die anderen keine Angst zu haben brauchten vor dem alten Krischan, dem Armenhäusler und Besenbinder, der mit seinem verrosteten Vorderlader bei hellen

Joachim Berk:

Baltinester schiesst einen Hasen

Es war eine erheblich aufregende Sache, die ich da vor sechs Jahren erlebt habe, und es war ein teurer Hase, aber die ganze dumme Sache begann regelrecht mit einer Fahrt ins Blaue. Das kam gerade heraus, dass da vorne im Autobus ein Mann mit versiegelter Ordre sass und dann ganz einfach eine Fracht Grossstädter hinein fuhr in die Wildheit der Natur.

Zu dieser Fracht, die am Sonnabend nach Büroschluss mit dem gelben Bus den Staub der Chaussee aufwirbelte, gehörten auch Baltinester und seine drei Freunde. Und zu diesen vier Herren gehörte eine gleiche Anzahl guter, sorgender Hausfrauen, jede mit ihren Küchenpatenten begabt und stolz auf ihren Mann.

Der Autobus hielt verschauend inne, als inmitten eines grünen, manchmal von Stullenpapier durchsetzten Waldes die blauen Schilder eines Restaurants friedlich aufblitzten. Er krachte froh in allen Fugen, als er seinen Inhalt entleerte, und war glücklich, die erste Hälfte seiner schweren Tagesarbeit hinter sich zu haben.

In dem Restaurant gab es Kaffee und Kuchen, eine zwei Mann starke Kapelle, eine Würfelbude, eine Schiessbude und 150 Tische.

In der Schiessbude schoss man mit Luftdruckgewehren kleine Stahlschützen auf eine Holztafel. Die Spitzen trugen hinten rote und grüne Büschel, damit man sehen konnte, wohin man getroffen hatte.

Drei Schuss kosten 25 Pennige. Aber man konnte auch etwas dabei gewinnen. Einen kleinen Leuchter mit einem Talglicht für den Nachttisch, einen Stoffaffen an einem Band, einen Büchsenöffner, eine winzige Flasche Kognak, ein Feuerzeug, sogar noch Nippesachen, in die zum Unglück bisher noch niemand hineingeschossen hatte.

Und dann als Hauptgewinn konnte man einen auf weisses Papier ins Tannengrün gelegten Hasen erlangen. Und dieser Hase tat es Baltinester an. Siebenmal musste man hintereinander ins Schwarze treffen, um den Hasen mit nach Hause nehmen zu können.

Vor dem ersten Schuss zog Baltinester die Jacke aus und zog das Gewehr in der Hand, wahrscheinlich um zu sehen, ob es um die Ecke schiesst. Dann legte er an, kniff das linke Auge zu und zielte einige Minuten. Das Fräulein vom Schiessstand fing schon an zu gähnen. Dann drückte Baltinester ab. Er erwischte die Tafel gerade noch am äussersten Ring. Er müsse sich erst einschliessen, sagte er.

Nachdem er das ausgiebig getan hatte, traf er wirklich einmal ins Schwarze. Man müsse nur Feinkorn nehmen, bemerkte er weidgerecht.

Baltinester genehmigte eine Prise und drehte sich dreimal um seine Achse. Dann legte er an und schoss und traf. Er lief zwei-

mal um das Haus des Restaurants, ohne dass ihm eine schwarze Katze über den Weg lief. Er legte wieder siegesicher an, zielte und — traf. Dann liess er sich vom Ober Salz bringen, streute sich ein paar Körner in die linke Westentasche, ohne eines zu verlieren, lächelte wieder, schoss und — traf.

Das Fräulein von der Schiessbude wurde blass und blässer und Baltinester machte vor jedem Schuss so einen geheimnisvollen Zauber. Es war wunderbar. Nur beim sechsten Male traf er nicht.

«Schade», sagte er und deutete auf das Kreuz, das er vorher mit dem Stiefelabsatz auf die Erde gezeichnet hatte, «es ist nicht genau in der Richtung der Windrose. Sonst hätte ich bestimmt getroffen.»

Und dann fing er noch einmal von vorne an.

Diesmal ging es bereits beim Salzstreuen fehl. Da war wohl ein Körnchen aus der linken Westentasche wieder herausgesprungen. Solch ein Zauber ist gar nicht einfach.

Mit der Zeit wurde den drei Freunden die Sache zu langweilig. Sie setzten sich hin und spielten einen Skat. Währenddessen sahen sie Baltinester öfter geschäftigt um das Restaurantgebäude laufen, ohne der schwarze Katze zu begegnen, Salz streuen und schiessen. Der Schweiss rann ihm in Strömen von der Stirn. Er hätte vielleicht auch gerne Skat gespielt, aber der Hase, der Hase hatte es ihm angeht.

Bei der 50. Skatrunde hub plötzlich ein mächtiger Lärm an. Das Fräulein von der Schiessbude reichte Baltinester den Hasen an den Hinterläufen hin. Umstehende Zuschauer klatschten und die Zwei-Mann-Kapelle spielte einen Tusch.

Da liess die drei Freunde ihren Skat sein und die Frauen ihren Kaffee und eilten zur Schiessbude, wo sieben Baltinester das endlich «erschossene» Tier erhielt.

Er nahm es feierlich, drehte sich dann zu seiner Frau um und sagte:

«Hier, das habe ich für dich getan. Damit wir morgen einen billigen und guten Braten auf dem Tisch haben.»

Und Frau Baltinester seufzte bestürzt und strahlend:

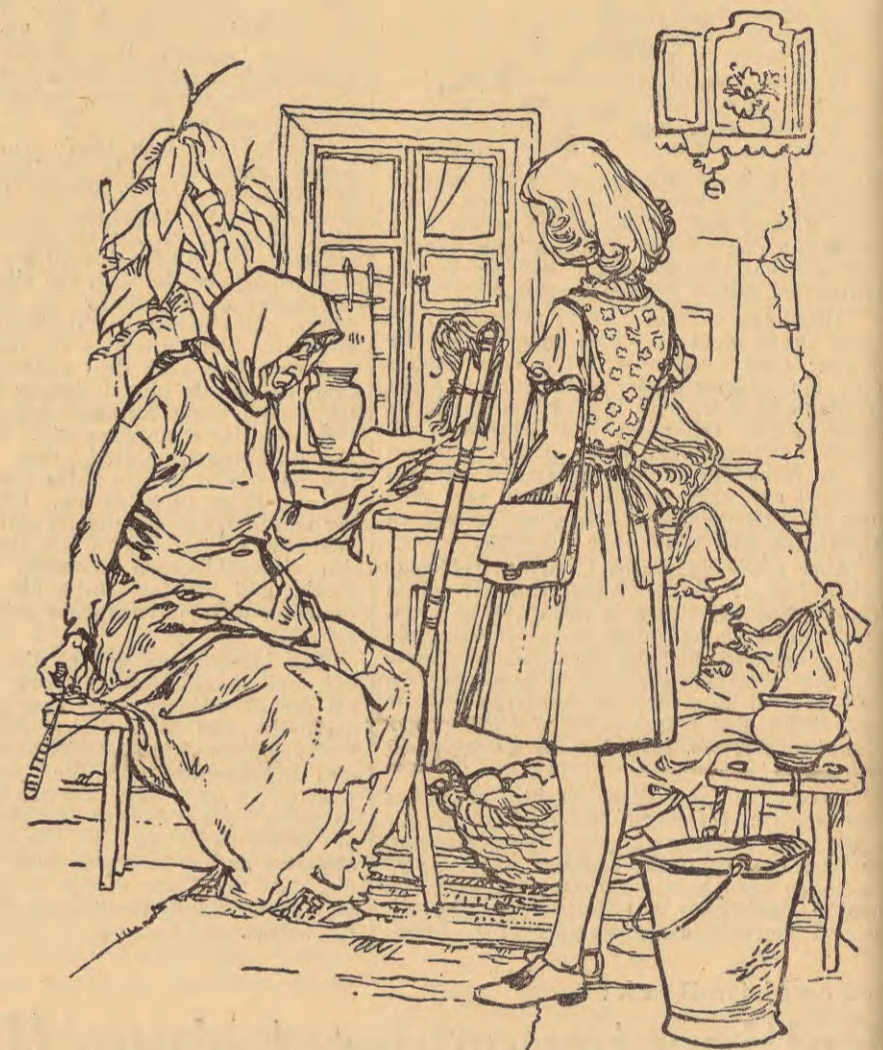
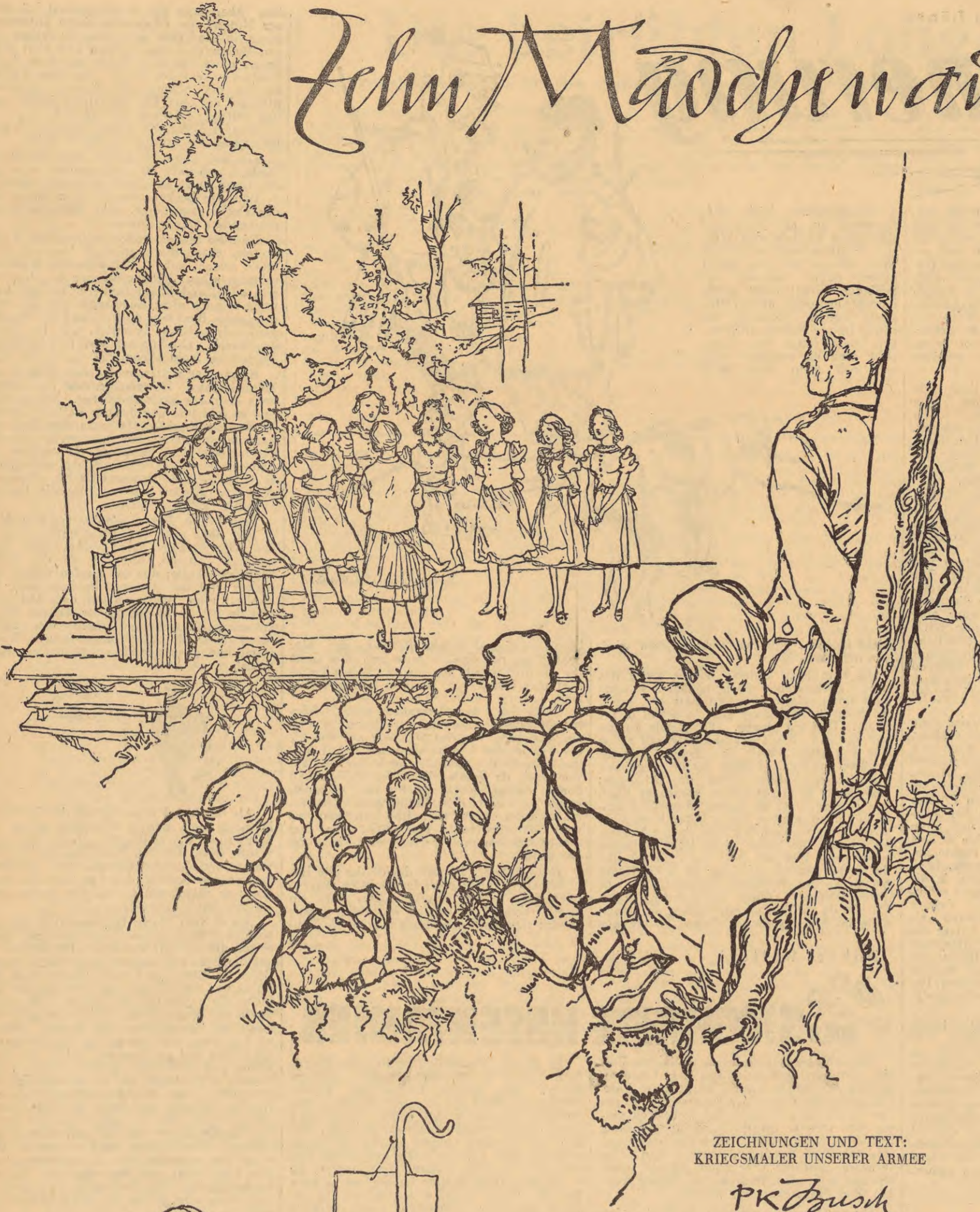
«Oh», sagte sie, «er ist doch der beste Mann.»

Dann aber erschien das Fräulein von der Schiessbude und legte einen Zettel mit unendlich vielen Strichen vor den glücklichen Schützen hin.

«Bitte», zwitscherte sie. «Sie haben 212mal geschossen. Das macht 17 Mark und 75 Pfennig.»

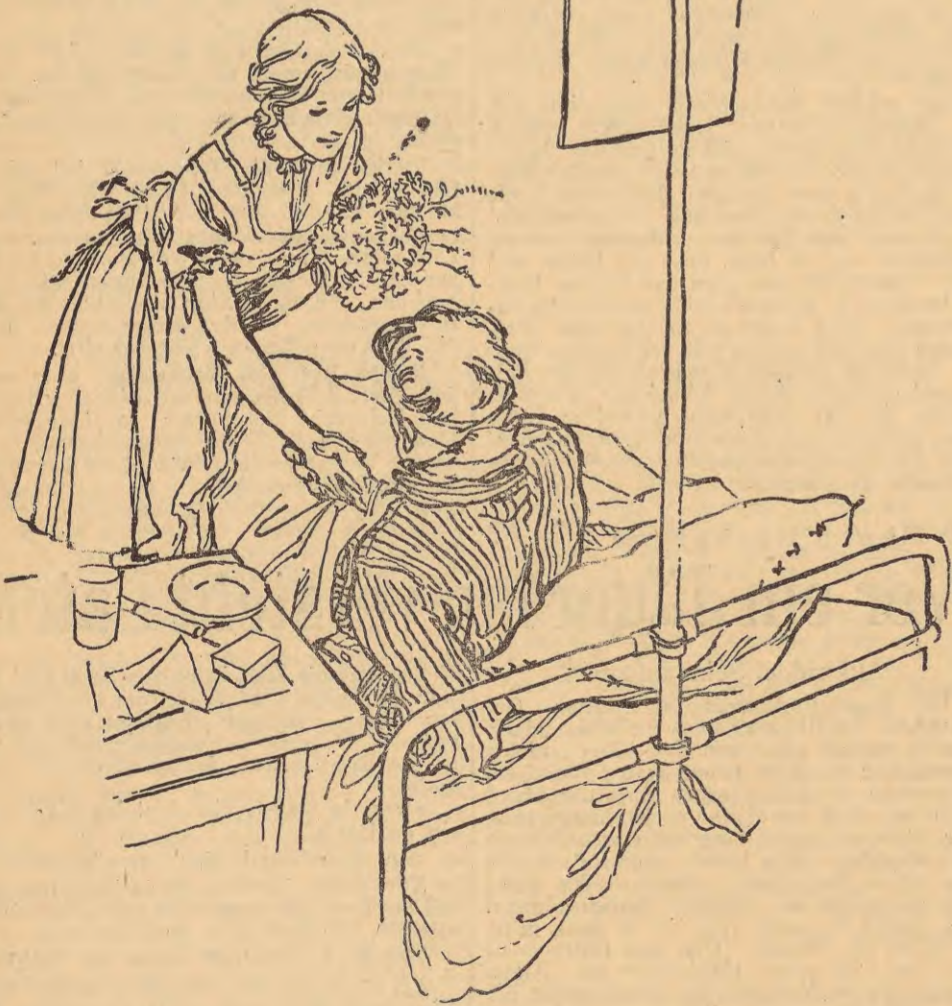
Ich habe das Schiessbudenfräulein nachher gefragt. Die junge Dame sagte mir, dass sie den Hasen auch gern für 6,20 Mark verkauft hätte.

Zehn Mädchen aus Wien



ZEICHNUNGEN UND TEXT:
KRIEGSMALER UNSERER ARMEE

PK Zbusch



Zehn Mädchen aus Wien bei uns. Zehn Musikstudentinnen mit frischen Stimmen, in bunten Kleidchen und voller fröhlicher Herzlichkeit. Zehn junge Mädchen; Tag für Tag singen und spielen sie für uns, fahren kreuz und quer im rumpelnden Omnibus von einer Einheit zur anderen und können doch nur für einen ganz kleinen Teil von uns zum freundlichen Gruss, zum schönen Erlebnis werden.

Nun möchte ich wohl versuchen, denen von Euch, zu denen der Weg der kleinen Truppe nicht geführt hat, mit meinen einfachen Mitteln etwas zu geben, was Euch zur Vorstellung wird. Ich sitze aber ziemlich mutlos vor meinem Zeichenbrett. Ohne einen farbigen Eindruck wiedergeben zu können, ohne dass für Euch die hellen Stimmchen hörbar werden, vermag selbst die liebevollst geführte Linie nicht der Wirklichkeit auch nur andeutungsweise nahe zu kommen. So müsst Ihr den guten Willen für die gelungene Tat nehmen.

Was wäre an Worten zu den Zeichnungen hinzuzufügen? Ich glaube, was mir ein Kamerad sagte, nachdem wir die Mädchen ihre Lieder hatten singen hören, das gibt am besten wieder, was viele von uns empfanden. Nie war er bisher in Wien gewesen; jetzt meint er, dass Wien wohl eine sehr schöne Stadt sein müsse, in der nach dem Krieg zu leben erstrebenswert sei. Ja, und es ist auch so, sehen wir die Mädchen vor uns, so haben wir das Gefühl, dass Wien ihnen, seinen Töchtern, alles mitgegeben hat, was zu seinem Wesen gehört. Die Fröhlichkeit lacht aus den Augen. Die Trachten-Kleidchen haben nichts museales, man fühlt, dass sie den Mädchen zugehören. Überdies werden die Schürzchen und Tüchelchen getragen mit dem Wiener Schick, der bei aller Eleganz gesund und natürlich ist. All dies wird in seiner Eigenart für uns besonders spürbar, in der nun schon langgewohnten Umgebung, über die jetzt schon der graue Herbsthimmel traurig

hängt. Gerade uns gehen die lieben Lieder, gehen die jungen Stimmen direkt ins Herz hinein. Voller Dank wissen wir die Mädchen an den Betten unserer verwundeten Kameraden. Wir werden sie nicht vergessen, die uns eine freundliche Vision waren und wir wissen auch, dass auch sie uns in ihren Gedanken mit in die Heimat nehmen, in das schöne Wien, das ihnen hoffentlich noch die letzten blühenden Aestern bereit hält, wenn sie jetzt wieder von uns gehen.

